



HIER UND ANDERSWO  
BERNHARD WALDENFELS

---

Geboren 1934 in Essen. Studium der Philosophie, Psychologie, klassischen Philologie und Geschichte in Bonn, Innsbruck, München und Paris. Habilitation 1967 in München. Seit 1976 Professor für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum. Gastprofessuren u. a. in Hongkong, Louvain-la-Neuve, New York, Prag, Rom, Rotterdam und Wien. Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für phänomenologische Forschung. Veröffentlichungen in Auswahl: *Phänomenologie in Frankreich* (1983); *Ordnung im Zwielficht* (1987, engl. 1996); *Der Stachel des Fremden* (1990); *Antwortregister* (1994); *Deutsch-Französische Gedankengänge* (1995); *Studien zur Phänomenologie des Fremden*: 4 Bde. (1997–99); *Das leibliche Selbst* (2000); *Bruchlinien der Erfahrung* (2002); *Phänomenologie der Aufmerksamkeit* (2004); *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden* (2006); *Schattenrisse der Moral* 2006; *The Question of the Other*, Hong Kong Lectures (2007); *Philosophisches Tagebuch* 2008. – Adresse: Isabellastraße 23, 80798 München.

E-Mail: Bernhard.Waldenfels@rub.de

„Ich gehe, also bin ich.“

„Die Fremdheit beginnt im eigenen Hause.“

Ein Aufenthalt von drei Monaten zwingt zur Konzentration zumal, da es eine gewisse Zeit braucht, bis man merkt, dass mit *Wiko* kein italienischer Philosoph gemeint ist, sondern ein häusliches Markenzeichen, und da man beim Wissenschaftskolleg *zu Berlin* leicht ins Sinnieren gerät, ob dies nicht vielleicht eine neue Variante sei zum König *in und von Preußen*. Verwirrend sind auch diese vielen eher ausladenden als einladenden Villen, nicht wenige mit weißen Schildern versehen, die an vertriebene und enteignete

Bewohner erinnern, dazu Bahngleis 17 im Bahnhof Grunewald und das Mahnmal für Rathenau gleich am Ausgang der Wallotstraße. All dies verhindert, dass sich eine falsche Idylle breitmacht. Das „Hier und Anderswo“, das mir als Leitmotiv dient, gewinnt einen vielfältigen Sinn, sobald man das Villenviertel betritt.

\*

Das Projekt „Phänomenologie von Ort und Raum“, das mich meinen Aufenthalt über beschäftigt hat, zielt darauf ab, den Raum selbst in Bewegung zu bringen. Der Raum ist nicht etwas, das sich mit diesem und jenem füllt wie ein starrer Behälter. Wir sind nicht lediglich irgendwo an einer Stelle im Raum, wie sie der Beobachter in seinen Protokollen verzeichnen mag, sondern wir befinden uns selbst leibhaftig hier an Ort und Stelle. Hier ist dort, wo sich befindet, wer „hier“ sagt. Doch wer sich hier aufhält, ist zugleich dort, wo er war oder sein könnte. Der Aufenthalt ist selbst eine Bewegung, die an sich hält. Das Hier und Jetzt bezeichnet einen Ort, der als Aufenthaltsort zugleich ein Durchgangsort ist, ein *lieu de passage*, der seine Herkunfts- und Ankunftsorte mit sich führt. Jede Ortsansässigkeit hat etwas Ortsflüchtiges, ähnlich dem eigenen Leib, der in der Zweifältigkeit eines Leib-Körpers bestimmte Züge eines Fremdkörpers aufweist. Der Mensch ist ein „denkendes Schilfrohr“, wie Pascal es einst formulierte, „Der Mensch ist nicht Herr im eigenen Hause“, wie Freud es uns heute vorhält. Die leibliche Situierung, die wir an uns selbst erfahren, schließt also nicht aus, dass unser Leib sich in den Raum einfügt wie der Arbeitstisch, der zwei Meter vom Fenster entfernt steht, und wie die Gartenlampe, die des Nachts von der Nachbarvilla her ins Zimmer strahlt.

Jeder Eigenort ist zugleich ein Fremddort. Dazu gehört, dass wir Karten anfertigen und einen Kompass benutzen, um uns in einer Stadt, in einem Lande oder im Universum zurechtzufinden. Karl Schlögels Buchtitel *Im Raume lesen wir die Zeit* ist mir aus dem Herzen gesprochen. Keine Historiographie ohne Geographie, keine zeitliche Orientierung ohne räumliche Orientierung. Das Motto „Ich gehe, also bin ich“, mit dem Gassendi den denkstolzen Descartes auf die Erde zurückholt, spricht für ein Überkreuz von Denken und Gehen, für ein *ambulando cogitare, cogitando ambulare*. Aus dem Off tönt die obstinate Stimme von Thomas Bernhard: „Wir können nicht sagen, wir denken, wie wir gehen, wie wir nicht sagen können, wir gehen, wie wir denken, weil wir nicht gehen können, wie wir denken, nicht denken können, wie wir gehen.“ Man versuche, einem Tausendfüßler das Gehen beizubringen! Das „ich gehe“ verquickt sich unweigerlich mit

einem „es geht“, zum Gehen gehört das mögliche Stolpern, das uns widerfährt, wenn wir aus dem Tritt oder aus dem Gleichschritt geraten. Unsere Bewegungsuhr gehen immer etwas vor oder etwas nach, solange wir uns nicht in triviale Maschinen verwandeln. Tastend bewegen wir uns auf Bahnen und Wegen, die aus der Bewegung selbst hervorgehen. Diese leibkörperliche Bewegung entfaltet ihre Kräfte auch in den Erkundungen der Wahrnehmung, im Bilderspiel der Imagination und im Ausdrucksgeschehen der Sprache. Hier treffen sich phänomenologische Beschreibungen mit der messenden Erforschung biologischer und neurophysiologischer Prozesse, wie sie von einigen meiner Mitkollegiaten durchgeführt wird. Die Inventionen der leibhaftigen Erfahrung finden ihre Stütze in den Phasenverschiebungen und Umschlagpunkten dynamischer Systeme.

Mein eigenes Projekt ist Teil eines größeren Ganzen. Es bildet die erste Hälfte eines Buches, dessen Titel lautet: *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen*. Mit Hilfe der guten Bibliotheksgeister aus der Weißen Villa konnte ich das Buchmanuskript in Berlin-Grünnewald zum erwarteten Abschluss bringen.

\*

Wer hier ist, ist auch anderswo. Die Thematik, die ich für mein Forschungsvorhaben gewählt habe, verschaffte mir den Vorteil, dass ich immer, wenn ich die Berliner Stadlandschaft durchstreifte, zu Fuß, aber öfters noch per Rad, das gute Gewissen auf meiner Seite hatte. Denn bedeutet dies nicht eine permanente Orts- und Raumforschung? *Moa-bit, Wedding, Tegel; Prenzlauer Berg, Kreuzberg, Schöneberg; Zehlendorf, Wilmersdorf, Charlottenburg* klingen wie Kapitel aus einem Buch. Stationen wie *Gleisdreieck* durchquert man wie eine riesige Verkehrsbaustelle. Als Radfahrer verheddert man sich in toten Winkeln zwischen Gleisanlagen, Kanälen, Schrebergärten und Friedhofsmauern, auch zwischen Resten der ominösen Stadtmauer. Straßennamen, die bis zu sechs- oder siebenmal auftreten, nähern sich Gattungsnamen, wenn man nicht die lokale Individualität von Stadtbezirken hinzufügt. Hohenzollern, Kurfürsten, Oranier, aber auch Mühlen ohne Ende. Wer war Scharnweber, oder was waren Scharnweber? Warum tauchen Kolonnen und Monumente auf Schildern auf wie Kolonnenstraße oder Monumentenstraße? Erleichtert stoßen wir auf den vertrauten Namen des Kleistparks. Wir lassen uns einladen zu literarischen Streifzügen: mit Fontanes Jenny Treibel ein Ausflug von der Luisenvorstadt, die der Fabrikantengattin nicht fein genug war, an den Halensee; mit Döblins Franz Biberkopf chaotische Kreuz- und Quergänge zwischen Rosenthaler Straße und

Alexanderplatz; auch ein Besuch bei Zuckmayers Hauptmann von Köpenick, der wie so mancher Heilige erst spät zu Ehren kam. Schließlich Marlene Dietrich auf dem Friedenauer Friedhof: „Hier stehe ich an den Marken meiner Tage“, daneben das Grab des Modephotographen Paul Newton, der vor seiner Vertreibung schlicht Helmut Neustädter hieß. Das Hier und Anderswo begegnet dem Stadtwanderer auf Schritt und Tritt, auch dort, wo Vergangenes mit seiner Glorie, seinem Horror und seiner Alltäglichkeit nur noch in Spuren aufzufinden ist, wo Hauswände an Grabmäler stoßen und wo Einheimisches, das nie völlig einheimisch war, nun ethnisch überlagert ist wie in den Türkenvierteln von Kreuzberg oder Neukölln.

\*

Was wäre der Raum ohne das Ohr, dem er sich anders erschließt als dem Auge? Was wäre er ohne Klänge und Geräusche, die uns umgeben, die in ihm aufsteigen und versinken, anschwellen und verebben? Was wäre der Raum ohne die Bewegungen unseres Körpers, die es selbst der Hand des Blinden erlauben, in Form von *tactual pictures* den Dingen eine perspektivische Gestalt zu geben und ganze Szenerien zu entwerfen? Es gibt Stellen, wo methodische Forschung und künstlerische Gestaltung sich berühren und befruchten. Was wäre ein Wissenschaftskolleg also ohne den Beistand der Künste? Außergewöhnliche Darbietungen erwarteten uns: das Minguet-Quartett, von Jörg Widmann durch die wechselnden Register der Ton-, der Körper- und der Dingsprache getrieben, ein Japanischer Abend von Toshio Hosokawa und seinen Landsleuten west-östlich bestritten, darinnen ein Violinstück von seltener Inständigkeit, und Bob Dylans Songs, aufgeführt von Heinrich Detering wie eine amerikanische Saga. Dann Anna Konic aus Warschau, die unsere Villa mit ihren Video-Schnappschüssen in eine geheime Schaubühne verwandelte. Dazu kam für mich selbst ein eigener Workshop mit den Theaterwissenschaftlern in Dahlem, bei dem Ort und Raum sich in Spielstätten verwandelten, und die Beratung einer deutsch-polnisch-tschechischen Stadtforschungsgruppe aus dem Studienkolleg zu Berlin, deren Mitglieder sich vorgenommen haben, ihren Städtetinn an dem weithin unbekanntem Tirana zu erproben.

\*

Viele Fäden liefen in unserem Kolleg hin und her, von denen ich einige angedeutet habe. Manche liefen einfach nebeneinander her, auch wegen mangelnder Sprachkenntnisse, von einigen weiß man nicht, wohin sie führen. Es bleiben Fragen, nicht nur große, sondern auch kleine wie etwa die, warum hinter Spandau die Spree als Havel weiterfließt und nicht die Havel als Spree, ob jenseits der historisch belasteten Glienicker Brücke wirklich Brandenburg beginnt, ob der Königssee für Münchener, allen Namensklärungen zum Trotz, nicht doch wie ein bayerisches Plagiat klingt, und überhaupt das viele Wasser in Berlin, das Villen in Wasservillen, Straßen in Wasserstraßen verwandelt. Ein Mittel gegen die Trockenheit des „märkischen Sandes“? Ich gebe zu, dass ich mich Streckenweise vom Berliner Kolleg ins Berliner Umland verirrt habe, aber kann man Ort und Zeit allein an seinem Schreibtisch oder im Clubsessel erforschen? Jedenfalls verlasse ich das Kolleg mit dem deutlichen Gefühl, zumindest neun Monate hier gewesen zu sein. Vielleicht bedarf es zu einer solch wunderbaren Zeitvermehrung einer Verdichtung des Raumes und einer Verschiebung der Orte. Doch um das herauszufinden, war ich ja hier.